

Schutzmarke

Kreisblatt

Briefe

Wohnung

Beilage zum Warburger Kreisblatt

Erscheint zweimal wöchentlich

Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes

Geeignete Beiträge willkommen.

Nachdruck der Originalbeiträge verboten.

Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Gegnern als diesem Schrecken der Steppe der Erfolg gelachen hätte. So aber, von allen Seiten angefallen und von der Menge seiner Bedränger bedeckt, deren scharfe Fänge seine Flanken zerfleischen, bricht der Bulle in die Knie. Noch einmal wird er hoch, aber der größte Rüde, dessen buschige Rute vom Lebenssaft seines Gegners überströmt ist, springt ihm an die Drossel und reißt ihn nieder. Ein kurzes, wildes, nach Sekunden zählendes Ringen, das die Brandasche des Bodens aufwirbeln läßt, beendet den ungleichen Kampf.

Als sich die Sonne nach Stunden am Rande der Steppe zur Rüste neigt, zeugt nur noch eine Anzahl zerstreuter Knochen von einer Tiertragödie, wie sie sich so häufig in der schweigenden Steppe abspielt.

Ich hatt' einen Kameraden.

Flandernerinnerungen von Oskar Karich.

Wir marschieren durch die Dünen. Am Meer entlang. Der Sturm peitscht uns den nadelscharfen Flugsand ins Gesicht, und wir haben die Taschentücher zwischen Helm und Stirn geschoben, um die Augen zu schützen. Weiße Wolkenfetzen jagen am Himmel dahin. In kurzen Zwischenräumen blinkt ab und zu der Mond hindurch. Im weißen Glanze funkeln unsere Gewehrläufe auf, und die Schaumkronen der sturmgehetzten Meereswogen glitzern silbern durch die Nacht. Vorn an der Front steigen die Leuchtkugeln, grün und rot und weiß. Die Geschütze überbrüllen das Brausen der Meeresbrandung. Macht der Sturm einmal Atempause, hören wir fernes Maschinengewehrrattern.

Uns vier Frontsoldaten ist es wie ein Traum. Zum ersten Male sind wir so weit hinter dem vordersten Schützengraben. Wir haben gestern Nacht einen Trupp gefangener Afrikaner nach Ostende gebracht. Was war das doch heute für ein prachtvoller Tag in der feinen Weltbadestadt. Haben mal wieder unzerstörte Häuser und richtige Geschäfte gesehen, wo man allerhand langentbehrte Herrlichkeiten kaufen konnte. Und die Matrosenbesatzung mit ihren schmucken blauen Uniformen hat es uns angetan. Wie sie so schick durch die Straßen gingen! — Himmel, sind die Kerls zu beneiden. Dagegen wir? Wir armen, dreckigen Frontlandser müssen nun wieder zurück in unsere wassergefüllten und rattenbevölkerten Schützengräben. Vor den Schleusen von Nieuport.

Das sind so unsere Gedanken beim Marsche durch die Dünen. Und überhaupt, der blöde Marsch durch den weichen Dünensand. Bei jedem Schritt sinkt man bis über die Knöchel ein, und kaum 40 Meter weiter rechts führt die breit gepflasterte, bequeme Strandpromenade von Ostende nach Westende. Aber das ist nun mal wieder so eine Idee von unserem „Musikus", der vornweg marschiert. Er bekäme bei solchem „Gegen-den-Sturm-kämpfen" auf den Dünengipfeln die feinsten Einfälle, sagt er. Was will man da machen? Man muß eben mitstampfen. Wenn er nicht solch ein lieber Kamerad und gottbegnadeter Künstler wäre, würden wir auf keinen Fall hinterher laufen, sondern auf der Strandpromenade marschieren. — Unser „Musikus" hat seine eigene Geschichte. Als die Mobilmachung bekannt wurde, wollte er gerade mit seinen Freunden vom Karlsruher Konservatorium seinen 20. Geburtstag feiern. Geburtstagskuchen und Freunde ließ er im Stich und meldete sich zur selben Stunde als Kriegsfreiwilliger. — Er ist der Liebling der Kompagnie und alle wollen seine Freunde sein.

„Hoffentlich kommen wir bald an ein Haus, in dessen guter Stube ein Klavier auf uns wartet, damit Du uns als Belohnung die heutige Mondscheinwanderung vorspielen kannst", sagt der eine Kamerad während einer Ruhepause.

Der Musiker macht ein ernstes Gesicht und sagt mit verschleierter Stimme: „Ich glaube, ich spiele heute noch einmal. Ich spüre in meinem Innern einen heißen Drang, Euch, meine lieben Kameraden, unsere gewaltigen Erlebnisse der letzten Wochen auf einem guten Flügel mitteilen zu können, so, wie sie sich in meiner Seele geformt und gebildet haben." — Wir sind ergriffen von seinen bewegten Worten, die er mehr zu den Dünen als zu uns spricht. Still marschieren wir weiter. Wir kommen an den Strandbatterien der Matrosen-Artillerie vorüber, die uns vor einer etwaigen Landung feindlicher Seestreitkräfte schützen sollen. Einsam stehen die Posten an den Geschützen. Ihre Mützenbänder flattern heftig im Sturm, die Geschütze sind zum Schutze gegen den Flugsand mit Segeltuch verhüllt, und ihre Läufe ragen gespenstig gen Himmel. Aus den Unterständen klingt leiser Gesang mit Harmonikabegleitung zu uns her . . .

Wir kommen der Front immer näher und hören schon ganz deutlich die wohlbekannte, unregelmäßige Knallerei, die nachts in diesem Abschnitt üblich ist. Jetzt tauchen die mondbeschienenen Häuser von Bad Westende vor uns auf, und wir leben unseren Weg auf der Strandpromenade fort. Der Rechtsanwalt geht mit Riesenschritten voran. Wir lassen ihn stürmen, denn er stöbert für uns immer etwas Eßbares auf. Das hat er so im Gefühl. Nach kurzer Zeit kommt er schon wieder zurück und führt uns mit feierlicher Miene zur dampfenden Feldküche der Gardejäger, die am Kurhause ihr „Sätzchen" ausgibt. — Die Gardejäger halten den äußersten rechten Flügel der deutschen Westfront, und ihr letzter Mann kann seine Morgenwäsche im Meere vornehmen.

Während die anderen essen, betrete ich das Kurhaus und gehe suchend durch die weiten, stillen Räume. Was mögen hier in Friedenszeiten für glänzende Gesellschaften stattgefunden haben? Tönt nicht ein leises Frauenlachen aus den dunklen Ecken? In einem Nebenzimmer steht ein großer, schwarz lackierter Flügel. Sonst nichts, kein Tisch, kein Stuhl, kein Schrank, nur am Flügel steht ein einfacher Sessel. Der Mond schimmert durch das hohe Fenster gerade auf den Sessel. Ich hole die Kameraden. Der „Musikus" kommt zuletzt herein und setzt sich lächelnd an den Flügel. Er legt den Helm ab und knöpft den Waffenrock auf. Seine Finger gleiten leise über die Tasten. Wir drei lagern uns auf den Fußboden. „Gefällt Dir Dein Publikum?" frage ich. „Sehr", erwidert er herzlich.

Nun beginnt sein Spiel. Wir lauschen mit verhaltenem Atem. Es durchschauert unseren Körper, denn die Töne, die schwer und wuchtig, gehetzt und fliehend, stürmend und jubelnd unser Ohr umfluten — das ist eigenes Erleben, ist unser erster heißer Sturmangriff bei Dixmuiden und Langemark . . .

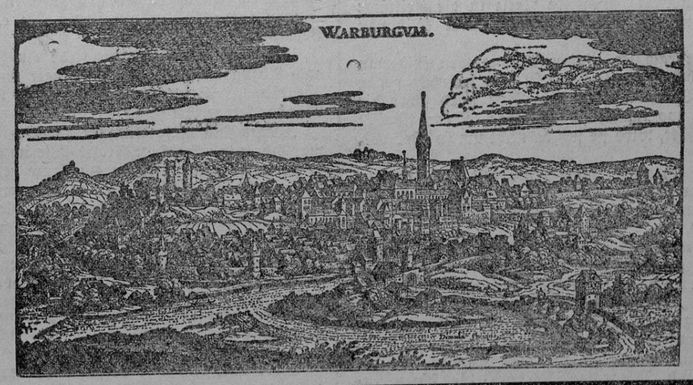
Ein klarer Oktobertag auf Flanderns Fluren. In langen Schützenlinien brechen die jungen Kriegsfreiwilligen-Regimenter gegen die feindlichen Stellungen vor und werden von mörderischem Feuer empfangen. Die Hölle ist los. Ganze Reihen Kameraden werden hingemäht. Alle Offiziere, vom Oberst bis zum Leutnant, stürmen mit — und sterben mit. Unsere Artillerie prescht heran und protzt auf freiem Felde ab. Kommandorufe. Signale gellen. Das Seitengewehr wird aufgepflanzt. Schon erlahmt die Stoßkraft der ersten Reihen, da — erst einzeln, dann schon mehrere, dann aus tausend jungen Kehlen klingt es über das Schlachtfeld, durch Geschützdonner und Gewehrfeuer: „Deutschland, Deutschland über alles . . ."

Die ersten feindlichen Gräben sind genommen, und es wird ruhiger. Die Dämmerung kommt. Erst hat noch die Abendsonne geschienen. Mit ihrem blutroten Schein grüßt sie noch einmal die bleichen, jungen Kameraden, die stumm und still auf den Feldern liegen . . . Ach, welche Not. Ihr jungen, jungen Menschenkinder . . . Der Flügel schluchzt und weint, eine erschütternde Totenklage, und durch die Totenklage ringt sich eine andere Melodie empor, wund und weh: „Ich hatt' einen Kameraden . . ." Plötzlich heult es vom Meere her heran, — das Blut steht still, — schon ist es da . . . Ein wuchtender Aufprall, das ganze Gebäude zittert — dann ist es still . . . Feindliche Kriegsschiffe nehmen den Strand unter Feuer, doch die schwere Schiffsgranate ist ein Blindgänger und hat sich oberhalb der Promenade in den Dünensand gebohrt. Doch jetzt — jetzt kommt wieder eine — vor unserem Fenster ein furchtbares Krachen und Bersten. Kalkputz und Fensterrahmen fliegen uns an die Köpfe. In den Ohren ist ein Summen und Singen. Bin — ich — taub — geworden? . . .

Als Staub und Qualm sich verzogen haben, knien wir am Flügel und starren mit leeren Augen auf unseren Kameraden, dessen Oberkörper auf die Tasten gesunken ist. Ein kleiner Granatsplitter ist ihm durch das Auge in den Kopf gedrungen. Mitten im Spiel hat ihn der Tod erreicht . . .

Unseren „Musikus" haben wir in den Dünen begraben. Sein Grab kann niemand finden, denn die Dünen haben es noch in derselben Nacht verweht, — das Meer rauscht dazu sein ewiges Lied.

Warburger Warte



Nr. 29 — 10. April 1929 — 4. Jahrgang

Vicky Van

Kriminalroman von E. Floquet-Grohs

Copyright by Marie Brügmann, München.

6. Fortsetzung

„Nein, natürlich nicht! Sie muß doch ihre Rechnungen zahlen, sich um ihre Habe kümmern. Hat sie ein Haus oder wohnt sie zur Miete?"

„Sie lebt im eigenen Hause, wie ich erfahren habe."

„Dann muß sie doch einen Anwalt haben, ein Bankkonto oder dergleichen. Kann man sie nicht auf diese Art ausfindig machen?"

„Darauf hoffen wir auch."

„Und ihre Dienstleute? Was sagen die?"

Ich beschrieb den ungewöhnlichen Haushalt, dem Vicky Van vorstand; und Mistreß Schuyler zeigte lebhaftes Interesse.

„Wie seltsam!" sagte sie. „Fast scheint es mir, als ob sie eine Abenteurerin wäre!"

„Nein, das ist sie nicht! Sie hat Geld genug!"

„Woher hat sie es?"

„Das weiß ich allerdings nicht, aber Miß van Allen ist eine stille, selbständige, unauffällige Persönlichkeit, und ganz und gar nicht der Typus einer Abenteurerin."

„Das beweist nichts", sagte Mistreß Schuyler seufzend. „Ihre Person ist mir gleichgültig. Sie muß schlecht sein, sonst würde sie meinen Gatten nicht getötet haben! Ich verteidige ihn nicht, aber man geht doch nicht in ein vollständig fremdes Haus und wird dort grundlos ermordet. Und ich hoffe, daß sie nie gefunden wird; denn es könnte eine Skandalgeschichte aufkommen, die für immer Mister Schuylers Andenken beflecken würde. Doch sie wird ja sicherlich zurückkommen, ihre Unschuld beteuern und alle Schuld Mister Schuyler zuschieben! Können wir sie nicht erkaufen? Ich würde eine große Summe Gelds dafür opfern, die Angelegenheit aus der Welt zu schaffen!"

„Es tut mir leid, Mistreß Schuyler; aber das ist unmöglich."

„Ich dachte, Sie würden mir helfen — ich bin enttäuscht —"

Tränen stiegen in ihre Augen, und ihre Stimme zitterte. Ich wünschte, Bradbury hätte mich nicht hierher geschickt, denn ich bin weiblichen Bitten gegenüber schwach, und ich wußte nicht recht, was ich sagen sollte.

Aber gerade in diesem Augenblick kamen die zwei Schwestern Schuylers in die Bibliothek, und ich erhob mich, um sie zu begrüßen.

„Oh", rief Miß Rhoda, „es ist zu schrecklich! Wir können es nicht glauben! Ich wollte, ich hätte dieses Mädchen hier! Sie müssen sie finden, Mister Calhoun — Sie müssen!"

„Ja", stimmte Miß Sarah bei, „sie muß vor Gericht gebracht werden! Auge um Auge und Zahn um Zahn, so spricht die Heilige Schrift!"

„Sprich nicht so, Sarah!" bat Ruth Schuyler, „Randolph kommt deshalb nicht zurück, auch wenn seine Mörderin bestraft wird! Denke lieber an das sensationslüsterne Publikum!"

„Das ist mir gleichgültig! Ein Mord ist geschehen, und das muß gesühnt werden! Ich würde mich schämen, Ruth, aus persönlichen Motiven den rechtmäßigen Gang des Gesetzes und der Ordnung zu hemmen!"

„Auch ich bin dieser Ansicht", sagte Rhoda, „sparen Sie keine Mühe, keine Ausgabe, Mister Calhoun, dieses schlechte Mädchen ausfindig zu machen und der Gerechtigkeit zu überliefern!"

„Ihr habt ja wahrscheinlich recht", sagte Mistreß Schuyler, und ihre Zustimmung zeigte, daß sie mehr oder weniger unter der eisernen Hand der Familientradition stand. „Natürlich, wenn ihr so denkt, werde ich mich fügen! Was immer du vorschlägst, Rhoda, ich gebe meine Zustimmung!"

„So ist es recht, Ruth, du bist jung und — bedenke, du bist keine Schuyler! Der Name allein verlangt, daß man die schärfsten Maßregeln ergreift. Ich fürchte nur, daß die verzweifeltsten Versuche erfolglos bleiben könnten. Wie denken Sie darüber, Mister Calhoun? Wird man diese Person finden?"

Die scharfen Worte Rhoda Schuylers zeugten von einer unbeschreiblichen Verachtung.

„Ich halte es für unwahrscheinlich, Miß Schuyler! Ich glaube, sie muß früher oder später zurückkommen."

„Darauf wollen wir nicht warten!" rief Sarah aus. „Schicken Sie sofort Leute aus, nach ihr zu suchen. Durch-

forschen Sie das ganze Land. Sie soll nicht entfliehen können! Setzen Sie eine Belohnung aus, wenn es sein muß, aber trachten Sie, ihrer habhaft zu werden!"

„Eine Belohnung?" wiederholte Rhoda. „Ja, das ist's! Geben Sie augenblicklich folgende Notiz in die Zeitung: Große Belohnung für jede Mitteilung über Miß van Allen!"

„Halt!" unterbrach ich, „solche Maßnahmen soll man nicht zu hastig beschließen! Handeln Sie da nicht gegen Ihren eigenen Vorteil? Miß van Allen wird sicher die Zeitungen lesen, wo immer sie sein mag. Wenn sie von der Belohnung hört, wird sie sich da nicht um so eher verbergen?"

„Das glaube ich auch", sagte Ruth mit ihrer sanften Stimme. „Sicherlich, Rhoda, sollten wir so etwas jetzt noch nicht unternehmen. Oh, wie schwer ist es, das Richtige zu treffen!"

„Ja, wir haben immer alles Randolph überlassen! Wie können wir jetzt ohne ihn handeln!"

„Wir müssen es." Und Mistreß Schuyler preßte die bleichen Lippen aufeinander in dem festen Entschluß, tapfer und stark zu sein. „Und jetzt, Mister Calhoun, habe ich noch den Wunsch, eine Sekretärin zu bekommen oder irgend jemanden, der Briefe für mich schreibt und die vielen Briefe und Telegramme ordnet, die schon eingelaufen sind und noch einlaufen werden."

Ich war überrascht, denn ich hatte angenommen, daß die Frau des reichen Mannes doch eine Privatsekretärin besitze.

„Ich habe niemand", sagte sie, meinen Blick beantwortend. „Mister Schuyler wünschte nicht, daß ich eine Sekretärin beschäftigte, und ich brauchte wirklich bisher keine. Aber jetzt . . ."

„Selbstverständlich ist das jetzt notwendig!"

„Durchaus nicht", unterbrach mich Miß Rhoda. „Ich bin erstaunt über dich, Ruth! Du weißt, wie sehr Randolph gegen derlei war, und jetzt, kaum daß er nicht mehr ist . . ."

„Still, Rhoda", sagte Ruth mit freundlicher Würde. „Früher war es nicht nötig, wohl aber jetzt. Du hast keinen Begriff, was für eine Aufgabe uns bevorsteht! Alle unsere Freunde und viele von Randolphs Bekannten werden vorsprechen oder schreiben, und das muß alles erledigt werden."

„Bitte, was hast du anderes zu tun, als dich damit zu befassen? Sarah und ich, wir brauchen sicher keine Hilfe. Zweifellos wird es auch für uns manche Mühe mit sich bringen, aber wir werden uns nicht beklagen, denn es gilt ja dem Andenken unseres lieben Bruders!"

„Nun gut!" sprach Ruth ruhig, „wir wollen ein bis zwei Tage warten, Mister Calhoun, und später nochmals darüber sprechen."

Eine vernünftige Frau! dachte ich bei mir. Sie steht nicht gerade auf gutem Fuße mit jenen altjüngferlichen Schwestern, und doch ist sie zu klug, um einen Zwist heraufzubeschwören. Ich möchte wetten, daß sie ihre Sekretärin bekommt, wenn die Zeit dafür gekommen sein wird. Ich will Ausschau halten nach einem passenden Mädchen für sie.

„Wann wird man meinen armen Gatten nach Hause bringen?" fuhr sie fort, indem sie ihre weiteren Entschlüsse für sich behielt.

„Heute wahrscheinlich", versetzte ich und blickte teilnahmsvoll in das todmüde, blasse Gesicht.

Der Briefkasten.

„Ich möchte Sie bitten", sagte Mister Bradbury zu mir, als ich ins Bureau kam, „alles Notwendige im Hause Schuyler zu erledigen. Ich bin ganz gut mit Randolph Schuyler ausgekommen, aber seine Schwestern kann ich nicht ausstehen. Seine Frau habe ich nie getroffen, die kenne ich nicht; doch jene zwei alten Damen gehen mir auf die Nerven! Also nehmen Sie sich ihrer an, Sie sind ja eher ein Damenfreund als ich! Gehen Sie hin und stehen Sie ihr bei, wenn sie einen Rechtsbeistand brauchen."

„Das will ich gern tun", stimmte ich zu. „Ich werde mich nicht so sehr um die Schwestern kümmern, aber Mistreß Schuyler ist ein junges Wesen, das etwas unerfahren ist, und seine Rechte nicht kennt! Jene alten Jungfern tyrannisieren sie maßlos! Ich werde mich bemühen, es so einzurichten, daß sie wenigstens in einigen Dingen ihren Willen durchsetzt. Sie erbt ja das halbe Vermögen."

„Ja, und die Schwestern jede ein Viertel, das heißt nach Abzug einiger kleinerer Legate und Wohltätigkeitsschenkungen! Schuyler war ein guter Kerl, wie es eben Männer seiner Art sind."

„Dann sind diese Männer ziemlich schlecht! Denn er war sehr roh mit seiner Frau! Wie ich erfahren habe, hat er sie unter einer eisernen Zuchtrute gehalten, und wenn er sie nicht gequält hat, taten es die alten Schwestern!"

„Das geht uns alles nichts an. Spielen Sie nur nicht den Friedensstifter in der Familie! Ich kenne diese alten Damen; sie würden irgendeine Kritik über die Behandlung ihrer Schwägerin sehr übelnehmen."

Ich ging nach Hause und wurde dort von Tante Luzie und Winnie mit einer Flut von Fragen empfangen.

„Nach dem Essen!" bat ich. „Gönnt mir ein bißchen Ruhe und Nahrung, und dann werde ich euch alles sagen, was ich weiß."

Aber nach ein paar Löffel Suppe erklärte Winnie, ich wäre zu nervös zum Essen und könnte ebensogut sprechen.

„Also gut", sagte ich. „Aber hört beide!"

Und ich erzählte ihnen alles, was ich von der ganzen Sache wußte. Als Tante Luzie sah, wie nahe mir diese verwickelte Angelegenheit ging und welche schwere Verantwortung ich zu tragen hatte, gab sie alle Einwände auf und stellte sich auf meine Seite. Auch machten meine Geschäftsbeziehungen zur Familie Schuyler großen Eindruck auf sie und sie war neugierig, Näheres über diesen vornehmen Haushalt zu erfahren. Ich wurde immer wieder über die Einrichtung, das Leben und die Gewohnheiten in diesem Hause und die Beziehungen der Witwe zu den Schwestern befragt.

Es war spät am Abend, als mir einfiel, daß Mister Bradbury mir einige wichtige Schriften für Mistreß Schuyler übergeben habe, und sogleich fragte ich telephonisch an, ob ich sie noch bringen dürfe.

„Ja", antwortete Ruth Schuylers sanfte Stimme, „ich bitte Sie darum. Auch möchte ich Sie noch in einigen Angelegenheiten um Rat fragen."

Unsere Unterredung war weniger aufregend als die am Morgen. Es wurden nur einige Erbschafts- und Versicherungsangelegenheiten besprochen, und Mistreß Schuyler war gefaßter und ruhiger.

Sie sah auch besser aus, doch vielleicht nur, weil sie ein weißes Hauskleid trug, das ihr zu ihrem farblosen Gesicht und lichten Haar viel besser stand.

„Ich weiß nicht", sagte sie endlich, „ob ich lieber Ihnen oder dem Detektiv anvertrauen soll, was ich tun möchte."

„Sagen Sie es erst mir", meinte ich, „vielleicht kann ich Ihnen einen guten Rat geben. Meiner Diskretion sind Sie sicher!"

„Sie sind gütig", versetzte sie, und blickte mich dankbar an. „Wissen Sie, ich wünschte, daß diese — diese Miß van Allen lieber nicht verfolgt würde, wenn es irgendwie verhindert werden könnte. Bei reiflichem Nachdenken ist es mir klar geworden, daß mein Mann diese junge Dame gekannt haben muß; doch war diese Bekanntschaft nicht sehr ehrenvoll für ihn. Sie muß ihm aus bestimmten Gründen das Haus verboten haben, und deshalb ging er unter falschem Namen hin. Mister Lowney hat Mister Steele telephonisch gesprochen . . ."

„Ja, wo ist denn Steele?"

„In Chicago! Mister Lowney sagte, Steele habe mit dem Mitternachtszug dort hinfahren und deshalb das Haus von Miß van Allen so plötzlich verlassen müssen."

„Wirklich? Wie sonderbar! Aber was hat Steele weiter geäußert?"

„Daß Mister Schuyler mit ihm im Klub war und ihn bat, ihn zu Miß van Allens Gesellschaft mitzunehmen und unter dem Namen Sommers einzuführen. Er scheint das vorher schon öfter von Mister Steele verlangt zu haben, aber diesmal bestand er darauf und Mister Steele gab nach. Selbstverständlich habe ich Mister Lowney ganz genau ausgefragt, denn ich möchte alle Umstände kennen, die meinen Gatten veranlaßten, in dieses Haus zu gehen. Auf jeden Fall scheint es, Mister Calhoun, daß alle weiteren Nachforschungen nur noch mehr Schmach über das Haus Schuyler bringen werden, und das kann ich nicht ertragen. Bitte, bitte, helfen Sie mir doch, all diese Unannehmlichkeiten zu vermeiden!"

„Ganz sicher, Mistreß Schuyler, wenn ich es kann! Aber ich fürchte, Sie verlangen Unmögliches. Das Verfahren kann durch persönliche Einflüsse nicht gehemmt werden."

„Leider wahrscheinlich nicht! Doch — was gibt es, Tibbetts?"

Die Frage war an ihre Zofe gerichtet, die in der Tür erschien.

„Das Telephon, gnädige Frau! Ich sagte, Sie seien beschäftigt; doch es ist eine junge Dame, die Sie durchaus sprechen will."

Mistreß Schuyler entschuldigte sich und verließ das Zimmer. Tibbetts strich ihre schmucke, weiße Schürze glatt und folgte ihr.

„Schon wieder eine Sekretärin!" sagte Mistreß Schuyler, als sie zurückkehrte. „Ich weiß nicht, auf welche Weise mein Wunsch so schnell bekannt geworden ist, aber seit Mittag erhalte ich nun schon das dritte Angebot."

„Erheben die Damen Schuyler noch Einwendungen dagegen?"

„Nein, sie geben nach! Aber ich will nur eine wirklich tüchtige Kraft. Sie braucht nicht so sehr erfahren zu sein, als intelligent und von rascher Auffassung."

„Wenn es nicht aufdringlich erscheint", erwiderte ich, „möchte ich mir erlauben, Ihnen eine passende Sekretärin zu verschaffen. Ich denke dabei an eine junge Dame, die Ihnen, wie ich glaube, gefallen würde."

(Fortsetzung folgt)

Steppentragödie.

Skizze von Max Zeumer.

Die lodernde Fackel des Steppenbrandes, dessen heißer, jede Lebensspur vernichtender Odem wie eine glühende Welle über die weiten Ebenen am Kawu gebraust war, hatte am Uferrand des Flusses die Waffen gestreckt. Dichte, drohende Wolkenschwaden, die Vorboten des Grasfeuers, überwanden schwarz und heiß die breite Strombarriere, während das gierige Element, dessen fressende Zungen keine Nahrung mehr fanden, seinem uralten Erbfeinde, dem Wasser, erlag. Schwere Regengüsse, die einige Wochen später das schwarzgesengte und mit Flugasche bedeckte Steppengelände tränkten, erweckten in dem von der Natur gedüngten Boden das neue Leben seiner Pflanzenwelt. Mit dem sprossenden Grün zugleich stellten sich auch nach und nach die verschiedenen Vertreter der Tierwelt ein, um sich an dem frisch gedeckten Tisch der Steppe gütlich zu tun.

Tauschwer hängt das frische Gras im Grau der Morgendämmerung. Ein Schatten, lautlos und drohend, huscht durch die breite Senkung, deren Ränder sich schon im Licht des erwachenden Tagesgestirns baden. Zwei andere Schatten folgen, dann taucht hinter den Führern der Haupttrupp der Artgenossen auf, deren Linie wie ein Schemen über den Boden gleitet. Ein kurzes „Wa waú" gellt hell wie ein Trompetenton durch die traumhafte Stille des werdenden Tages, und wie auf Kommando fällt die Meute windschneller Jagdhyänen in den ihnen eigentümlichen, raumgewinnenden Galopp. In Zwischenräumen klingt immer wieder über das von Hunger und Mordlust fiebernde Rudel, anfeuernd und aufreizend zugleich, der helle Blaffton der Führer, die pfeilgeschwind, ein Bild äußerster Beweglichkeit, über den Boden fliegen.

Langsam aber stetig dehnt sich die Linie der gefürchteten Räuber aus und stiegt, leicht gekrümmt wie eine zur Mahd bereite Sense, über die Steppe dahin. Längst liegt diese im warmen Glanz der Morgensonne, deren Pfeile das jagende Rudel in flimmerndes Gold tauchen. Die Fellbuntheit der einzelnen Tiere, sonst lebhaft und augenfällig, schwindet wie aufgesogen vom rasenden Tempo der Hetze.

Langsam fällt der Führer, dessen funkelnde Seher rastlos das weite Jagdfeld abtasten, zurück. Sofort nimmt, getrieben von der Geißel fiebernder Jagdlust, ein Artgenosse die Stelle des Erschöpften ein. Mit gespitzten Lauschern und wehenden Ruten rast die Meute, aus deren Mitte sich hin und wieder kurz, scharf und hell der Hetzlaut schwingt, von einer leichten Staubwolke begleitet dahin.

Ein dichter, wallartiger Busch der Flötenakazie, den das rasende Tempo der vierbeinigen Jäger rasch näher kommen läßt, erregt die Aufmerksamkeit der Führer, unter deren Hetzlauten die Linie der Jagdhyänen wie eine Schwadron Berittener herum schwenkt. Fast zusammenfallend mit dieser Bewegung, gibt der Busch ein Rudel Gnus frei, das sich in seinem Schatten niedergetan hatte. Ihre Feinde erkennend, stieben die Gnus, ohne die sonst augenfälligen Hochsprünge dieser eigenartigen Antilopenart, wie ein Wirbelwind von dannen, was der Meute ihrer Verfolger ein wildes, jaulendes Aufkläffen entlockt.

Der Führer des Rudels, ein alter Bulle, der wild und ungestüm die Flucht seiner Artgenossen deckt, ist das einzige Gnu, das nach kurzer Zeit die eigenartigen Luftsprünge dieser Tierklasse auszuführen beginnt. Sein wildes zottiges Aussehen und die von ungewöhnlicher Kraft zeugenden Bewegungen, die denen seiner Verfolger in nichts nachstehen, stempeln den Bullen zu einem gefährlichen Gegner, dessen narbenreiche Decke wie ein geöffnetes Buch von den zahlreichen Kämpfen seines Daseins berichtet. Wie von Mutwillen getrieben, saust der Führer der Gnus mit fliegendem Schweif und zurückgelegtem Gehörn, dessen scharfe, durch viele Kämpfe abgeschliffene Dolchspitzen drohend in der Sonne funkeln, vor der Front der Jagdhyänen dahin, deren rasende Gier den Sieg über die ihnen sonst eigene Verschlagenheit davonträgt.

Näher und näher kommt die Meute der erbarmungslosen Jäger, die keuchend vor Jagdeifer und Mordlust mit weit heraushängender Zunge und wild arbeitenden Flanken auf der Fährte des Bullen bleiben, des Flüchtigen, der — ein Bild urwüchsiger Kraft und Gewandtheit — von Zeit zu Zeit wie spielend die alte Entfernung zwischen sich und seinen Verfolgern wiederherstellt. Minute reiht sich an Minute, bis sich dann die Zeit, zu Stunden angewachsen, in einem unmerklichen Nachlassen der Schnelligkeit des Bullen bemerkbar macht. Längst ist die Herde, deren Führer er war, vom blauen Duft der Ferne aufgesogen, und noch immer währt rastlos und aufreibend die wilde Hetze der Jagdhyänen, die aufgepeitscht von Gier und Mordlust ihre sonst so feine Witterung völlig eingebüßt haben. Zäh und unbeirrbar durch das Erscheinen anderer jagdbarer Tiere schiebt sich die Linie der Jäger langsam und stetig dem Gehetzten näher. Wieder ist eine halbe Stunde verstrichen, als der Bulle, seinem noch ungebrochenen Kampfeswillen nachgebend, sich seinen Bedrängern, deren Führer schon dreimal gewechselt hat, zur Gegenwehr stellt.

So schnell und unerwartet kommt dieser Entschluß seinen Verfolgern, daß der erste seiner Gegner, dessen Gier die notwendige Vorsicht vermissen läßt, und der, ohne das Herankommen seiner Kameraden abzuwarten, den Gestellten annimmt, vom scharfen Gehörn des Bullen getroffen, mit heraushängendem Gescheide zur Seite fliegt. Ein paar weite Seitenfluchten des Gnus, und eine zweite Jagdhyäne faust laut klagend, vom eisenfesten Huf des Gegners getroffen, in das zum Angriff übergehende Rudel seiner Genossen hinein.

Unbekümmert um das Aufjaulen der geschlagenen Gefährten greift die Masse der Jagdhyänen den rings umstellten Bullen an, der — mit Huf und Gehörn seinen Gegnern an Beweglichkeit sicher ebenbürtig — den Kampf des einzelnen gegen alle aufnimmt. Wohl gelingt es der robusten Kraft des Gestellten, dem ersten Anprall seiner Feinde stand zu halten. Drei weitere seiner Gegner, die sich, von Huf und Horn getroffen, aus dem Knäuel der Kämpfenden schleppen, sind das erste Ergebnis des Zusammenstoßes, dessen weitere Bilder sich nun im rasenden Tempo abrollen.

Umtobt vom Lärm seiner Bedränger, leistet der Gestellte erbitterten Widerstand, dem sicher bei weniger gewandten